

Benjamin Lebert • Crazy



Foto: © Kira Bunse



DER AUTOR

Benjamin Lebert, Jahrgang 1982, lebt in Hamburg. Er hat mit zwölf Jahren angefangen zu schreiben. 1999 erschien sein erster Roman, »Crazy«, der in 33 Sprachen übersetzt und von Hans-Christian Schmid fürs Kino verfilmt wurde. Sein zweites Buch, »Der Vogel ist ein Rabe«, erschien 2003, sein dritter Roman »Kannst du« erschien 2008.

Benjamin Lebert

Crazy





Mix
Produktgruppe aus vorbildlich
bewirtschafteten Wäldern und
anderen kontrollierten Herkünften

Zert.-Nr. SGS-COC-1940
www.fsc.org
© 1996 Forest Stewardship Council

Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete FSC-zertifizierte Papier
München Super Extra liefert Arctic Paper Mochenwangen GmbH.

1. Auflage

Erstmals als cbt Taschenbuch November 2009

Gesetzt nach den Regeln der Rechtschreibreform

© 1999 by Kiepenheuer & Witsch, Köln

Alle Rechte dieser Ausgabe vorbehalten durch

cbt/cbj Verlag in der Verlagsgruppe

Random House GmbH, München

Umschlagfoto: Sigi Hengstenberg

Umschlaggestaltung: init.büro für gestaltung, Bielefeld

he · Herstellung: ReD

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN: 978-3-570-30580-5

Printed in Germany

*Mit herzlichem Dank für alles
an Kerstin Gleba.*

»Wir sind alle potentielle Romanfiguren – mit dem Unterschied, daß sich Romanfiguren wirklich ausleben.«

Georges Simenon

Bruno Schnee und Norbert Lebert gewidmet

1

Hier soll ich also bleiben. Wenn möglich bis zum Abitur. Das ist der Vorsatz. Ich stehe auf dem Parkplatz des Internats Schloß Neuseelen und schaue mich um. Meine Eltern stehen neben mir. Sie haben mich hierhergebracht. Vier Schulen habe ich nun hinter mir. Und diese hier soll meine fünfte werden. Diese fünfte soll es dann endlich schaffen, aus meinem verfluchten Mathematik-Sechser einen Fünfer zu machen. Ich freue mich schon darauf.

Schon im voraus haben sie Briefe und Ermutigungen geschickt. Allesamt nach dem Motto: *Lieber Benjamin, komm nur zu uns, da wird es schon besser. Viele vor dir haben es auch geschafft.*

Natürlich haben sie das. Es sind immer genug Schüler da, als daß es nicht der ein oder andere doch schaffen würde. Das kenne ich schon. Bei mir ist es ein bißchen anders. Ich bin sechzehn Jahre alt und wiederhole gerade die achte Klasse. Und so wie es aussieht, schaffe ich es schon wieder nicht. Meine Eltern sind beide angesehene Leute. Heilpraktikerin und Diplomingenieur. Die können es sich nicht leisten, eine Feier zum qualifizierten Hauptschulabschluß zu geben. Das muß mehr sein. Nun gut. Deswegen bin ich also hier. Mitten im Schuljahr. Vor den Toren eines Internats. Meine Mutter reicht mir einen Brief. Ich soll ihn später dem Internatsleiter geben. Zur genaueren Erklärung meiner Person. Ich nehme einen Koffer und warte auf meinen Vater. Er steht noch hinten

beim Auto und sucht irgendwas. Ich glaube, ich werde ihn vermissen. Natürlich haben wir uns auch oft gestritten. Aber nach einem anstrengenden Schultag war er stets der erste, der mich mit einem Lächeln empfing. Wir gehen hoch ins Sekretariat. Von innen ist das Internat fast noch unfreundlicher als von außen. Unendlich viel Holz. Unendlich alt. Unendlich Rokoko oder so. In Kunstgeschichte bin ich ebenso schwach wie in Mathematik. Meine Eltern mögen das Gebäude. Sie sagen, der Klang der Schritte auf dem Holzbelag sei schön.

Was weiß ich schon davon. Im Sekretariat erwartet uns eine dicke Frau. Sie heißt Angelika Lerch. Pausbacken und mächtig steht sie vor mir. Ich fürchte mich. Sie schenkt mir ein paar Aufkleber vom Internat. Überall ist ein Adler abgebildet, der lacht und einen Schulranzen trägt. Darunter steht in kursiv gedruckter Schrift: *Internat Neuseelen – der Beginn einer neuen Schulära.*

Ich werde sie meinen Eltern schenken. Sollen sie sie in die Küche pappen oder ... ach, weiß Gott wohin. Angelika Lerch reicht mir die Hand und heißt mich im Schloß willkommen. Sie sei selbst schon dreißig Jahre hier und habe sich noch nie beklagt. Ich beschließe, darauf nicht zu antworten. Neben meinen Eltern nehme ich auf einem rotbraunen Canapé Platz und schmiege mich ungewöhnlich nah an sie heran. So etwas habe ich schon lange nicht mehr gemacht. Doch es tut gut, sie sind warm, und ich fühle mich beschützt. Ich nehme die Hand meiner Mutter. Der Internatsleiter sei gleich persönlich hier, um mich in Empfang zu nehmen, sagt Frau Lerch. Sie kneift sich dabei die Nasenflügel zu. Nun ist es also nicht mehr zu ändern. Nun sitze ich hier und werde bald abgeholt. In meinem Verdruß schaue ich auf den Boden.

Doch ich sehe den Boden nicht. Ich sehe ... ach, ist ja eigentlich auch egal. Knapp fünf Minuten sitze ich hier. Dann kommt der Internatsleiter. Jörg Richter ist ein junger Mensch, um die Dreißig schätze ich ihn, vielleicht auch ein bißchen älter. Ungefähr 1,85 m groß. Sein schwarzes Haar ist in der Mitte gescheitelt, sein Gesicht sieht freundlich aus. Er kommt herein und läßt sich auf den nächstbesten Stuhl fallen. Dann, als hätte er es vergessen, springt er wieder auf, um uns zu begrüßen. Seine Hand ist feucht. Er bittet uns, mit in sein Büro zu kommen. Es ist nicht weit vom Sekretariat entfernt. Unterwegs achte ich auf den Klang des Holzbelags. Ich finde ihn nicht schön. Aber wen interessiert das.

Kaum in seinem Büro angekommen, schenkt mir Herr Richter ein paar Aufkleber vom Internat. Sie sind moderner als die von Frau Lerch. Der Adler ist besser gezeichnet und wirkt dreidimensionaler. Auch der Schulranzen ist schöner.

Trotzdem kann ich nichts mit ihnen anfangen. Ich stecke sie in die Handtasche meiner Mutter. Jörg Richter bittet uns, Platz zu nehmen. Sein Büro ist groß. Größer als die Zimmer, die ich bisher hier gesehen habe. Größer noch als das Zimmer von Frau Lerch. An der Wand hängen teure Bilder. Die Möbel sind prächtig. Hier drinnen läßt es sich aushalten. »Na Benjamin, schon gespannt, dein Zimmer zu sehen?« fragt Herr Richter und hebt seine Stimme. Ich überlege, wie ich antworten soll. Lange sage ich nichts. Dann entflieht meinen Lippen ein sprödes Ja. Meine Mutter tippt mich an. Ah ja, ich habe den Brief vergessen. Zögernd ziehe ich ihn aus der Tasche.

»Ich habe ein paar Zeilen an Sie geschrieben«, sagt meine Mutter an den Internatsleiter gewandt. »Sie sind sehr

wichtig. Und da mein Sohn nur selten darüber spricht, hielt ich es für das beste, Ihnen zu schreiben.« Wie jedesmal. Egal, an welcher Schule ich bin, hält es meine Mutter für das beste, zu schreiben. Zu schreiben. Als ob man so seine Probleme beseitigen könnte. Nun gut. Langsam gehe ich zu dem großen Schreibtisch hinüber, hinter dem Richter sitzt. Wie fast alles hier ist er aus Holz. Pechschwarz noch dazu. Er ist spärlich bedeckt. Am Rand steht ein Computer. Das Logo der Schule, der Adler mit Schulranzen, ist in den Tisch eingraviert. Er ist nur schwer zu erkennen, doch ich sehe ihn gut. Ich werfe einen Blick auf den Briefumschlag:

Betrifft Halbseitenlähmung meines Sohnes Benjamin Lebert ist darauf zu lesen. Wie oft habe ich diesen Umschlag schon in die Hand eines Lehrers gedrückt? Bestimmt schon ein dutzendmal. Jetzt tue ich es wieder. Jörg Richter greift hastig nach dem Umschlag. In seinen Augen blitzt Neugierde. Er öffnet den Brief, zu meinem Entsetzen liest er laut vor. Seine Stimme ist klar und verständnisvoll:

Sehr geehrter Herr Richter!

Mein Sohn Benjamin hat seit seiner Geburt einen Halbseitenspasmus links. Das bedeutet, die Funktion der linken Seite seines Körpers, speziell von Arm und Bein, ist eingeschränkt. Praktisch bedeutet dies, er kann feinmotorische Arbeiten wie Schuhe binden, mit Messer und Gabel umgehen, geometrische Figuren zeichnen, mit der Schere schneiden etc. nicht oder nur eingeschränkt durchführen. Außerdem hat er dadurch Probleme beim Sport, kann nicht Fahrrad fahren und hat bei allen Bewegungen, die den Gleichgewichtssinn betreffen, Schwierigkeiten.

Ich hoffe, Sie können ihn dadurch unterstützen, indem Sie diese Dinge berücksichtigen. Vielen Dank.

Mit freundlichen Grüßen

Jutta Lebert

Als das letzte Wort gesprochen ist, schließe ich die Augen. Ich sehne mich an einen Ort, wo Erklärungen nicht vonnöten sind. Langsam gehe ich zu meinen Eltern zurück. Sie stehen am Rand des Büros und halten sich an den Händen. Man sieht, sie sind zufrieden, die Dinge geklärt zu haben. Jörg Richter schaut auf. Er nickt. »Wir werden Benjamins Handicap berücksichtigen«, sagt er. Keine Fragen.

Wir gehen hoch in mein Zimmer. Es befindet sich im ersten Stock. Der Weg dorthin ist nicht weit. Er führt durch einen langen hölzernen Gang, der in einer langen hölzernen Treppe mündet. Die Wände sind schneeweiß. Wir folgen dem Internatsleiter bis nach oben. Ich halte die Hand meines Vaters. Bald schon kommen wir in einen neuen Gang. »Hier bist du ab sofort zu Hause«, sagt Jörg Richter. Die Wände sind nicht mehr weiß, sondern gelb. Ein liebliches Gelb soll es wohl sein. Doch es verfehlt seine Wirkung. Der Boden ist mit grauem Linoleum ausgelegt. Eine Farbe, die nicht mit dem Gelb der Wände harmoniert. Der Gang ist leer. Die Schüler sind noch nicht aus den Weihnachtsferien zurückgekehrt. Neben einem der Fenster ist ein Schild angebracht: *Dieser Gang ist in Obhut des Erziehers Lukas Landorf* ist darauf zu lesen. *Alle Abmeldungen für Einkäufe im Dorf sowie Erhalt von Taschengeld, Bestimmung der Bettgehzeiten und Erlaubnisse jeder Art gehen von ihm aus. Lukas Landorf ist in Zimmer 219 anzutreffen.*

Herr Richter deutet auf das Schild. Er zwinkert. »Lukas Landorf wird auch dein Erzieher sein«, sagt er. »Er wird dir bestimmt gefallen – er ist selbst neu hier. Leider kehrt er erst in zwei Stunden aus den Ferien zurück. Aber ich bin sicher, du wirst noch lange genug mit ihm zu tun haben.«

Ich sehe mich nach meinem Vater um. Er steht hinter mir. Seine Statur ist mächtig. Er strahlt Stärke aus. Ungern lasse ich ihn jetzt gehen.

Meine Mutter ist schon in das Zimmer gelaufen. Ich gehe ihr nach. Das Zimmer ist klein, im Prospekt hat das ganz anders ausgesehen. Der hellbraune Parkettboden ist brüchig, man erkennt vereinzelte Löcher. Jeweils an eine Zimmerwand ist ein Bett gequetscht. Beide Betten sind alt. Bauernstil. In der Mitte steht ein großer Schreibtisch mit zwei Stühlen. Auf einem liegt ein Kissen mit dem Adler-Emblem. An der Wand zwei Schränke. Der eine verschlossen. Der zweite wird wohl für mich gedacht sein. Ansonsten gibt es noch zwei Nachtkästchen und zwei Ablageschränke, die voraussichtlich als Bücherregal verwendet werden sollen. Voraussichtlich. Die Wände sind weiß. Nur über dem linken Bett hängen Poster. Die meisten von ihnen fallen in den Bereich Sport und Computerspiele. Mein Zimmerkamerad, der sie vermutlich aufgehängt hat, ist noch nicht da. Mein Vater und Herr Richter folgen uns in das Zimmer. Drei Koffer und eine Tasche werden auf den Boden gestellt. Ich denke an die Sekretärin Lerch. Dreißig Jahre in diesem Gemäuer. Richter öffnet eine Schublade des Schreibtisches und kramt ein kleines Schildchen, vier Reißnägeln und einen Hammer hervor. Dann verläßt er das Zimmer und nagelt das Schildchen an die Türe. Später lese ich:

*Dies ist Zimmer 211 bewohnt von Janosch Alexander
Schwarze (Kl. 9) und Benjamin Lebert (Kl. 8)*

Nun ist es also amtlich. Ich bleibe hier. Wenn möglich bis zum Abitur. Meine Eltern gehen. Wir verabschieden uns. Ich sehe sie den Gang zurücklaufen. Höre das Knarzen der Türe. Die Schritte auf dem Holzbelag. Die Treppe. Herr Richter begleitet sie. Er hat versprochen, bald wiederzukommen. Er muß mit meinen Eltern über das Finanzielle sprechen. Da bin ich ja fehl am Platz. Hoffentlich sehe ich sie bald wieder. Ich nehme eine Tasche und beginne auszupacken. Unterwäsche, Sweatshirts, Pullover, Jeans. Wo zum Kuckuck ist mein kariertes Hemd?

*

Janosch sagt, das Essen sei schlecht. Sehr schlecht sogar. Und das ganze sieben Tage in der Woche. Er steht im Badezimmer und wäscht sich die Füße. Ich warte. Alle Waschbecken sind schon belegt. Es ist ein großes Badezimmer. Sechs Waschbecken, vier Duschen. Alles gekachelt. Alles belegt. Fünf Schüler warten mit mir. Der Rest schläft.

Über den Boden läuft Wasser. Es gibt keinen Duschvorhang. Meine Füße werden naß. Hoffentlich bin ich bald dran.

Aber es dauert noch. Janosch drückt einen Pickel aus. Dann werden die Hände gewaschen. Als ich an der Reihe bin, sehe ich nichts. Der Spiegel ist beschlagen. Das kommt vom Duschen. Angenehm. Janosch wartet auf mich. Ich beschließe, mich zu beeilen. Schnell putze ich mir die Zähne und wasche mir das Gesicht. Dann trockne ich meine Hände. Zusammen verlassen wir den

Waschsaal. Er ist nur zehn Meter von unserem Zimmer entfernt. Wir laufen über den Gang. Er heißt Hurenflügel, hat man mir erzählt. Oder auch Landorf-Gang. Wegen dem Erzieher. Sechzehn Schüler wohnen hier, verschiedenen Alters. Von dreizehn bis neunzehn. Aufgeteilt in drei Dreier-, drei Zweier- und ein Einzelzimmer. Das Einzelzimmer ist für einen besonders rauhen Gesellen. Er heißt Troy. An seinen Nachnamen kann ich mich nicht mehr erinnern. Janosch erzählt viel von ihm. Er sei ungeheuer seltsam und schon lang hier. Sehr lange sogar.

Unser Erzieher Lukas Landorf läuft über den Hurenflügel. Er macht kein Gesicht. Die schwarzen, zerzausten Haare hängen ihm wild über die Stirn. Seine Brille ist altmodisch. Er ist ein wenig größer als ich. Nicht viel. Janosch sagt, Landorf würde den grünen Pullover nie wechseln. Er sei sehr geizig. Schwabengeiz eben, sagt Janosch. Ansonsten sei er ein netter Kerl. Nicht zu streng. Feten würde er nie bemerken. Sogar Mädchen ließe er aufs Zimmer. Eine Schlaftablette. Andere Erzieher seien viel wachsamer.

Lukas Landorf kommt auf uns zu. Er lächelt. Sein Gesicht ist jung. Er kann kaum älter als dreißig sein. »Na?« fragt er. »Hat dir der gute Janosch schon alles gezeigt?« »Ja«, antworte ich. »Alles.«

»Bis auf die Bibliothek«, sagt Janosch. »Die haben wir vergessen. Darf ich sie ihm noch zeigen?«

»Nein, darfst du nicht. Morgen ist ein anstrengender Tag. Macht, daß ihr ins Bett kommt!« Mit diesen Worten geht Landorf wieder. Sein Gang ist wackelig. Schon jetzt vermißt er die Ferien. Ich auch. Nur ein paar Tage Südtirol waren es diesmal. Mehr nicht. Ein kleiner Zank mit

meiner älteren Schwester Paula inbegriffen. Doch es war das Paradies. Das weiß ich jetzt.

Wir gehen ins Zimmer. Janosch will mit mir sprechen. Es geht um ein Mädchen, in das er sich verliebt hat. Die Eingliederung läuft hier ziemlich schnell ab. Um die sieben Stunden bin ich jetzt hier, und schon muß ich mich mit Mädchen beschäftigen. Dabei bin ich doch eigentlich gar nicht der Typ dafür.

Und das nicht nur wegen meiner Behinderung. Nein. Mit Mädchen hatte ich bisher genausoviel Glück wie in der Schule. Nämlich gar keins. Nur im Zuschauen hatte ich immer Glück. Im Zuschauen, wie andere Typen die Mädchen aufgabelten, in die ich mich verliebt hatte. Darin war ich echt gut. Janosch redet und redet. Er tut mir richtig leid. Er redet von Blumensträußen, strahlenden Lichtern und unendlich großen Brüsten. Ich stelle mir alles genau vor und stimme ihm inbrünstig zu. So ein Mädchen ist wirklich toll. Ich setze mich aufs Bett. Mein linkes Bein schmerzt. Das ist immer so am Abend. Seit sechzehn Jahren schon schmerzt mein linkes Bein. Mein behindertes Bein. Wie oft schon wollte ich es einfach abschneiden? Abschneiden und wegwerfen mitsamt dem linken Arm? Wozu brauche ich die beiden auch? Nur um zu sehen, was ich nicht kann: rennen, springen, glücklich sein. Aber ich habe es nicht getan. Vielleicht brauche ich sie ja zum Mathematik lernen.

Oder zum Ficken. Ja, voraussichtlich brauche ich zum Ficken mein gottverdammtes linkes Bein. Janosch ist inzwischen bei einem anderen Thema angelangt. Es geht um seine Kindheit. Er redet davon, daß das Leben früher schöner war als jetzt. Und er redet davon, daß es toll wäre, aus dem Internat zu fliehen. Einfach so. Der Frei-

heit wegen. Das erscheint Janosch als das Größte. Ich weiß darauf nicht zu antworten. Zu kurz erst bin ich hier. Doch laufen möchte ich auch. Das weiß ich. Weit, weit laufen. Wir rauchen Zigaretten. Eigentlich ist es verboten. Doch das interessiert jetzt nicht. Janosch hat sie mir mit einem Streichholz angezündet. Selbst kann ich das nicht. Man braucht zwei Hände dazu. Wenn Lukas Landorf kommt, werden wir die Zigaretten aus dem Fenster werfen. Wir sitzen beide in der richtigen Position dazu. Das Fenster ist weit geöffnet. Janosch schaut mich an. Er sieht müde aus. Seine tiefblauen Augen tränen. Sein blondierter Haarschopf sinkt immer häufiger Richtung Bettdecke. Janosch erhebt sich, drückt die Zigarette am Fenstersims aus und wirft sie hinab auf den dunklen Parkplatz. Vor ein paar Stunden noch habe ich dort unten gestanden. Jetzt stehe ich hier. Mittendrin im Geschehen. Vielleicht ist es ja gut so. Auch ich werfe meine Zigarette hinaus. Dann legen wir uns schlafen. Oder besser gesagt, wir versuchen es. Janosch erzählt von Malen, dem Mädchen. »Sie ist ungeheuer teuer«, sagt er. Das imponiert mir. Die meisten Jungen, die ich kenne, sagen etwas anderes über ihre Mädchen. Janosch sagt nur, sie sei teuer. Mehr nicht. Das ist gut. Ich wünsche ihm, daß es mit Malen klappt. Die Nacht ist klar und ohne Mond. Ich sitze wie so oft am Fenster.

*

Müde richte ich mich auf. Eine anstrengende Nacht liegt hinter mir. Wenig Schlaf. Ewiges Sitzen und Warten. Draußen dämmt es. Vielleicht ein Zeichen. Vielleicht aber auch nicht. Wer weiß das schon. Der Wecker läutet. Es ist ein widerlicher Klang. Es klingt

nach *erster Schultag*. Und es klingt nach Mathematik. Voraussichtlich klingt es auch nach *Note 6*. Aber davon höre ich jetzt noch nichts. Ich schalte den Wecker aus. Die schwarze Jeans und das weiße *Pink Floyd – The wall* T-Shirt sind bereit. Schon gestern habe ich sie auf meine Seite des Schreibtisches gelegt. Meine Mutter hat mir beides eingepackt. Ganz oben, gleich neben den Schulbüchern. Ist das nicht ein Zufall! Ich ziehe mich an. Bis zum Frühstück habe ich noch Zeit. Den Weg kenne ich schon. Janosch hat ihn mir gezeigt. Er schläft noch. Vielleicht sollte ich ihn wecken. Für Verschlafen setzt es böse Strafen, habe ich gehört. Aber ich glaube, das weiß er selbst. In meiner Hosentasche finde ich einen Zettel. Ich erkenne die geschnörkelten Buchstaben meines Vaters:

Lieber Benni,

ich weiß, Du machst eine schwierige Zeit durch. Und ich weiß auch, daß Du nun in vielen Dingen auf Dich allein gestellt sein wirst. Aber denk bitte daran, es ist das beste für Dich, und bleib tapfer!

Papa

Bleib tapfer. Es ist das beste für dich. Schön gesprochen. Wirklich schön. Man kann nicht klagen. Ich werde den Brief aufheben. Vielleicht kann ich ihn mal meinen Kindern zeigen. Damit sie sehen können, was ihr Vater für ein großer Macker war. Was für ein ganz großer Macker er war. Ich stecke den Zettel in meine Hosentasche zurück. Dann mache ich mich auf den Weg zum Frühstück. Der Speisesaal liegt am anderen Ende des Schlosses. Ich durchquere den Hurenflügel, steige die ewig erscheinenden Treppen zum Hauptkorridor hinab und gelange

schließlich zum Büro des Internatsleiters. Dann laufe ich den Begrüßungsgang entlang, komme an Frau Lerchs Zimmer vorbei und steige die Treppe zum Westbau hinab, die direkt in den Speisesaal führt. Die Westbautreppe ist alt, bei jedem Schritt ächzt und knarzt das Holz, als bitte es um eine sofortige Gewichtsentslastung. Der Speisesaal ist ein mächtiger Raum. Gut siebzehn Tische haben hier Platz. Und an jedem können mindestens acht Schüler sitzen. An den mit feinstem Holz verkleideten Wänden hängen richtige Gemälde. Sie zeigen Kriege, Frieden, Liebe und, wie könnte es anders sein, Adler, die einen Schulranzen tragen. Ich setze mich an einen Tisch, der ein wenig in die Ecke gedrängt ist, nur ein Fünftklässler teilt ihn mit mir. Das Brötchen schmeckt trocken. Jeglicher Versuch, ein wenig Butter darauf zu schmieren, scheitert an meiner Unfähigkeit, es mit der linken Hand festzuhalten. Auch nach mehreren Versuchen gelingt es mir nicht. Das Brötchen saust quer über den Tisch. Ein paar Mädchen, die an einem der gegenüberliegenden Tische sitzen und die Aktion verfolgt haben, kichern. Ich schäme mich. Schnell fange ich das Brötchen wieder ein. Ich bitte den Fünftkläßler darum, es mir zu schmieren. »Wie alt bist'n du?« fragt er. »Sechzehn«, antworte ich. »Mit sechzehn sollte man eigentlich schon gelernt haben, ein Brötchen zu schmieren«, stellt er fest. Er gibt es mir ungeschmiert zurück. Die Mädchen kichern. Ich trinke Tee.

*

»Mit sechzehn sollte man eigentlich schon gelernt haben, ein Geodreieck zu halten«, stellt Mathelehrer Rolf Falckenstein fest. Er gibt es mir zurück, ohne mir beim Zeichnen des Kongruenzsatzbeweises geholfen zu haben. Pech gehabt. Hier sitze ich also an meinem ersten Schultag. Ich schüttle den Kopf. Dabei hatte eigentlich doch alles recht gut angefangen. Die ersten Stunden, Französisch und Englisch, waren gut gelaufen, ich hatte die so berühmte Vorstellungssarie, die ich so hasse, hinter mich gebracht. Es war die übliche Sache. Vor die Klasse treten, nicht wissen, wohin mit den Händen, und sagen:

Hallo Leute. Ich heiße Benjamin Lebert, bin sechzehn Jahre alt, und ich bin ein Krüppel. Nur damit ihr es wißt. Ich dachte, es wäre von beiderseitigem Interesse.

Die Klasse 8B, in der ich mich nun befinde, hat recht ordentlich darauf reagiert: ein paar verstohlene Blicke, ein wenig Gekicher, eine erste schnelle Einschätzung meiner Person. Für die Jungen war ich nun einer der alltäglichen Idioten, mit denen man nicht mehr rechnen mußte, und für die Mädchen war ich schlicht gestorben. Soviel hatte ich erreicht.

Französischlehrerin Heide Bachmann sagte, daß es im Internat Schloß Neuseelen nicht darauf ankäme, ob man eine Behinderung habe oder nicht. In Neuseelen käme es auf liebevolle und konsequent verbindliche Werte und soziale Kompetenzen an. Gut zu wissen. Die Klasse 8B ist nicht groß: zwölf Schüler. Mich eingeschlossen. In den staatlichen Schulen sieht das anders aus. Da sind es immer um die fünfunddreißig. Aber die müssen schließlich auch nicht zahlen. Hier zahlen wir. Und zwar bis es kracht. Wir sitzen, wie eine große Familie, in Hufeisenform vor dem Lehrer. Wir halten uns

beinahe bei den Händen, so sehr lieben wir uns. Internat eben. Eine Gruppe, eine Freundschaft, eine Familie. Und Mathelehrer Rolf Falkenstein ist unser Papi. Er ist ein großer Kerl. Fast 1,90m. Er hat ein blasses Gesicht mit hochliegenden Wangenknochen. Einer der Männer, die ihr Alter auf der Stirn tragen. Fünfzig. Kein Jährchen mehr und kein Jährchen weniger. Falkensteins Haar ist fettig. Die Farbe ist kaum zu erkennen. Es muß wohl grau sein, nehme ich an. Seine Fingernägel sind lang und ungepflegt. Ich fürchte mich ein wenig vor ihm. Barsch knallt er sein großes Geodreieck gegen die Tafel. Er zieht einen Strich. Mitten durch ein geometrisches Gebilde. Ich glaube, es soll eine Gerade sein oder so. Ich versuche, sie abzuzeichnen. Doch es gelingt mir nicht. Immer wieder rutscht das Geodreieck beiseite. Schließlich mache ich es per Hand. Was herauskommt, ist ein komisches Gebilde. Einem Glücksdrachen ähnlicher als einer Geraden. Nach dem Unterricht läßt mich Falkenstein zur Seite treten. »Du wirst Nachhilfe haben müssen«, sagt er. »Und so wie ich das sehe, mindestens eine Stunde täglich.« Große Freude steigt in mir auf. »Nun gut. Wenn es denn sein muß.« Ich gehe.

2

Am Nachmittag gehe ich mit den Jungs ins Dorf. Der Weg dorthin ist nicht weit. Die Hausaufgabenstunde findet heute erst später statt. Sogar Troy ist mitgekommen. Stillschweigend watschelt er hinter uns her. Ab und zu drehe ich mich zu ihm um.

»Troy, was machst du?« frage ich.

»Nichts«, antwortet er.

»Aber du mußt doch irgend etwas machen!«

»Nein, muß ich nicht«, sagt er.

Ich lasse ihn in Ruhe. Seine große Gestalt bleibt hinter mir. Aus den Augenwinkeln sehe ich seine schwarzen Stoppelhaare. Wir bleiben stehen, um zu rauchen. Alle machen mit: Janosch, der dicke Felix, der dünne Felix, Troy und auch der kleine Florian aus der Siebten, den alle nur *Mädchen* nennen. »Na, wie war dein erster Schultag?« fragt er. Er zieht an seiner Zigarette. Seine Augen tränen. Er hustet.

»Ging so«, antworte ich.

»Ging so heißt scheiße, oder?« fragt er.

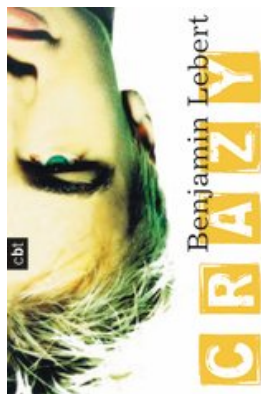
»Ging so heißt scheiße«, bestätige ich.

»Meiner ging auch so«, sagt er. »Die Reimantal will, daß ich die Heimordnung dreimal abschreibe.«

»Und machst du's?« frage ich.

»Sehe ich so aus?«

Nein, er sieht nicht so aus. Seine grünen Augen funkeln. Er guckt böse. Seine dunkelbraunen Haare sind zerzaust. Er schaut in die Ferne. Seine Stirn wird faltig.



Benjamin Lebert

Crazy
Roman

Taschenbuch, Broschur, 176 Seiten, 12,5 x 18,3 cm
ISBN: 978-3-570-30580-5

cbt

Erscheinungstermin: Oktober 2009

Der Coming-of-Age-Roman der jungen deutschen Literatur – endlich im Taschenbuch

»Hallo Leute. Ich heiße Benjamin Lebert, bin sechzehn Jahre alt, und ich bin ein Krüppel. Nur damit ihr es wisst. Ich dachte, es wäre von beiderseitigem Interesse.« Mit diesen Worten stellt sich Benjamin Lebert an seinem ersten Schultag seinen neuen Mitschülern vor. Es ist sein fünfter Schulwechsel. Diesmal soll er endlich die 8. Klasse bestehen. Gemeinsam mit seinen Freunden übersteht Benjamin die Zeit im Internat. Bei allen Unternehmungen beschäftigt sie die Frage, worum es in dieser ganzen Veranstaltung namens Leben eigentlich geht ...

In seinem autobiographischen Roman »Crazy« erzählt der sechzehnjhrige Benjamin Lebert mit erstaunlicher Wärme, großem Witz und einer guten Portion Selbstironie von der Schwierigkeit des Erwachsenwerdens.